

LIZ FENWICK
Ein Sommer in Cornwall



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

In wenigen Minuten soll Judith auf Cape Cod zum Altar schreiten. Doch als sie in den Spiegel blickt, fällt ihr auf, dass nicht nur das grauenhafte Kleid von ihrer Mutter ausgewählt wurde, sondern auch der wirklich nette Mann, der mit der Hochzeitsgesellschaft auf sie wartet. Kurzentschlossen macht Judith auf dem Absatz kehrt und flieht zu ihrer Patentante nach Cornwall. In Pengarrock, einem alten Herrenhaus, nimmt sie einen Job als Archivarin an. Bald schon ziehen sie das Anwesen und auch der Sohn der Familie, der faszinierende Tristan Trevillion, in ihren Bann. Doch Pengarrock steht zum Verkauf. Nur wenn Judith hinter das jahrzehntelang gehütete Familiengeheimnis der Trevillions kommt, kann Pengarrock noch gerettet werden.

Weitere Informationen zu Liz Fenwick
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Liz Fenwick

Ein Sommer
in Cornwall

Roman

Übersetzt
von Kristina Lake-Zapp

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»A Cornish Affair« bei Orion Books,
an imprint of The Orion Publishing Group Ltd., London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2014

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Liz Fenwick

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Masterfile/Robert Harding Images;

FinePic®, München

Redaktion: Kathrin Heigl

MR · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48085-2

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Sasha

*Nicht des Meeres
Nicht an Land
Zu sehen nur von
August Rocks steinerner Hand*

Eins

Osterville, Cape Cod, Massachusetts

Ich stand vor dem großen Spiegel und erkannte die Frau nicht, die darin erschien.

»Ausatmen«, befahl Sophie, meine beste Freundin. »Wie viel Gewicht hast du seit der letzten Anprobe verloren?«

»Keine Ahnung.« Das Kleid hing an mir herab. »Könnten wir es nicht irgendwie ausstopfen?«

Sophie griff in ihr eigenes Kleid und zog zwei Gelkissen aus dem Mieder. »Hier, nimm die.«

Ich starrte wieder in den Spiegel und wartete, während sie die Knöpfe auf der Rückseite meines Kleids öffnete. Ich bot keinen schönen Anblick. Dass ich an meinem Hochzeitstag so aussehen würde, hatte ich mir nicht vorgestellt. Eine strahlende Braut sah anders aus.

»Ich kapiere einfach nicht, warum du dieses Kleid trägst.«

»Bitte nicht schon wieder! Mutter hat sich eben dafür entschieden.«

Sophie verdrehte die Augen. »Ich weiß, ich war dabei. Dieses Kleid hätte Rose gestanden und vielleicht sogar deiner Mutter, aber doch nicht dir! Das bist einfach nicht du!«

Ich holte tief Luft und schob die Einlagen in mein Korsett. Meine Brüste wurden zwar hochgedrückt, doch ein wirklich pralles Dekolleté bekam ich dadurch nicht. Sophie machte sich wieder an meinen Knöpfen zu schaffen.

Ich wusste genau, was sie meinte. Das Kleid war viel zu verspielt und überladen, ich sah darin aus wie ein Kleiderständer im Baisermantel.

»Entschuldige, dass ich Rose erwähnt habe.«

»Ist schon okay.«

Sophie umarmte mich schnell. Zusammen blinzelten wir gegen die Tränen an. Ich trug viel zu viel Wimperntusche, um jetzt losheulen zu können.

»Seid ihr so weit?« Jane, meine Mutter, kam ohne anzuklopfen ins Zimmer gestürmt und musterte mich von Kopf bis Fuß. Ich hielt den Atem an.

»Du siehst ...« Mutter trat auf mich zu und zupfte den Ausschnitt über meinem gepolsterten Busen zurecht.
»... perfekt aus.«

»Danke.« Ein weiterer Blick in den Spiegel bestätigte mir, dass ihre Worte eine Lüge waren. Mutter stand neben mir und betrachtete unser Spiegelbild. Ich überragte ihre grazile Gestalt in dem zartlila Kleid, das ihr blondes Haar hervorragend zur Geltung brachte. Ähnlich war nur unser Mund, ich hatte ihre vollen Lippen geerbt. Rose war Mutters Ebenbild gewesen, klein, zierlich, hell, ich dagegen war eher ein dunkler, schlaksiger Typ.

»Ich wusste, dass ich mit dem Kleid richtiglag. Es steht dir viel besser als das, was du dir ausgesucht hattest.«

Ich nickte. Ihr zu widersprechen brachte zu diesem Zeitpunkt gar nichts; ich hatte viel zu lange damit gewartet.

Kein Lüftchen wehte durch die Blätter der Birken, von denen die Kirche eingerahmt wurde. Wäre nicht das Geplapper von drinnen zu hören gewesen, hätte man fast meinen können, die Zeit stünde still. Ich stand vor dem Eingang und versuchte zu atmen. Die Luft war schwül, drückend. Trotz des Dunstschleiers lag die Temperatur bei über fünf-

unddreißig Grad. Wie konnte es Anfang Juni in Cape Cod nur so heiß sein?

»Alles klar?«, fragte Dad, der von hinten an mich herantrat und meinen Ellbogen nahm.

Ich runzelte die Stirn, dann drehte ich mich um und grinste ihn an.

»Nervös?« Er schaute auf die Uhr. Es war Punkt drei. Jeden Augenblick würde die Musik wechseln und ich meinen letzten Gang als unverheiratete Frau antreten. Vorsichtig spähte ich durch die Tür und den Mittelgang entlang. Die Kirche war mit einer Unmenge von rosa Blumen geschmückt – Hunderten von Lilien, um genau zu sein. Der Altar war kaum zu sehen hinter den zahllosen Blüten, die in sämtlichen Nuancen dieser grauenhaften Farbe leuchteten. Blassrosa war vorherrschend. Ich hatte Rosa immer schon gehasst. Vielleicht hätte ich das sagen sollen, aber ich hatte es versäumt.

Neben dem Altar stand John, mein Verlobter: groß, blond und absolut umwerfend, doch auch er hatte sich der Farbe nicht entziehen können: Der Kummerbund seines Smokings war auf die rosa Kleider der Blumenmädchen abgestimmt. Wie Aufziehpuppen wuselten sie um meine Knie herum, stark riechende rosa Lilien in den kleinen Fäusten.

Ich hielt meinen Brautstrauß ein Stück von mir weg. Der Duft von Lilien nahm mir jedes Mal den Atem, doch in der Hitze war es noch schlimmer. Als ich aufschaute, begegnete ich dem Blick meines Vaters.

»Woran denkst du, Jude?«

Ich beugte mich vor und lehnte für eine Sekunde meinen Kopf gegen seine Schulter. »An den Garten, den wir in Abu Dhabi angelegt haben.«

»Da war es auch so heiß wie hier im Moment.«

»Ja, das war es.« Abu Dhabi war etwas ganz Besonderes gewesen. Rose war noch wohlauf gewesen, als wir dort gelebt hatten, Mutter weniger hektisch und der Garten ein Traum. Ich meinte, den Duft von Wachsblumen und nachtblühendem Jasmin zu riechen. »Ich habe den Garten geliebt.«

»Ich auch.« Dad zog seinen Kummerbund zurecht. Für mich in meinem dünnen Kleid war die Hitze schon zu viel, für meinen Vater im Smoking musste sie schier unerträglich sein.

»Es war der erste, den wir von Grund auf gestaltet haben.«

»Das ist schon so lange her.« Er legte seine Hand auf meinen Arm.

»Fast zwanzig Jahre.« Die Musik setzte aus. Ich spürte, wie sich der Druck von Dads Hand verstärkte. Mein Mund wurde trocken.

»Bist du bereit?«, fragte er.

Ich nickte, doch dann sah ich Mutter, die wild Richtung Chorempore gestikuliert.

»Falscher Alarm.« Dad zückte ein Taschentuch und wischte sich die Stirn. Die Rosenknospe in seinem Knopfloch ließ schlaff den Kopf hängen. Ich berührte sie vorsichtig.

»Wir sind einfach nicht für diese Hitze geschaffen«, erklärte Dad und steckte sein Taschentuch ein, »weder die Rose noch ich.«

»Ich liebe Rosen.« In meiner Kehle bildete sich ein Kloß.

»Sie wäre entzückt gewesen.« Er ließ den Blick durch die Kirche schweifen. »Im Geiste ist sie bei uns.« Er nahm meine Hand und drückte sie. »Deine Mutter geht das Mittelschiff entlang. Ich sehe besser mal nach, was der Grund für die Verspätung ist.«

Rasch eilte er zu Mutter und geleitete sie zurück an ihren Platz. Die Kirche war gesteckt voll mit fünfhundert herausgeputzten Menschen. John und ich kannten vielleicht die Hälfte von ihnen, doch nur etwa hundert davon waren Freunde. Meine Eltern hatten sich nicht lumpen lassen, und ich hatte es nicht übers Herz gebracht, ihnen Zügel anzulegen. Schließlich war das ihr größter Traum. Seit nunmehr achtzehn Jahren war ich ihr einziges Kind, und das war das Mindeste, was ich ihnen schuldete. Sie würden niemals Rose' Hochzeitstag erleben, das hier war ihre einzige Chance, eine Riesenparty zu schmeißen.

Meine Eltern standen neben der vordersten Bankreihe und steckten die Köpfe zusammen. Die versammelten Gäste tuschelten leise. Auch die sonst so schlichten Kirchenbänke waren hinter den üppigen Blumengirlanden kaum mehr zu erkennen. Kein noch so kleines Detail war der Aufmerksamkeit meiner Mutter entgangen.

Ich schloss die Augen, spielte nervös mit meinem Bettelarmband und fragte mich, was wohl los sein mochte. Der Höcker des Kamel-Anhängers war schon ganz flach, so oft hatte ich darüber gerieben und mir gewünscht, Rose wäre noch bei mir. Sie war sieben Jahre älter gewesen als ich, und ich hatte sie vergöttert. Wenn sie jetzt hier wäre, wenn die Nierenerkrankung ihr nicht das Leben genommen hätte, wäre ich bestimmt nicht derart aufgeregt, und Mutter hätte nicht so einen Wirbel veranstaltet.

Die Musik wechselte, und ich öffnete die Augen. Wo war Dad? Sollten wir nicht zusammen den Mittelgang entlangschreiten? Rasch suchte ich mit den Augen die Kirche ab. Da war er und beruhigte Mutter. Er drückte ihr einen Kuss auf die Schläfe und zog sich zurück.

Ein Wagen fuhr draußen vor. Die Tür öffnete sich, und ein stämmiger Knöchel wurde auf dem Asphalt platziert.

Ich sprang die Stufen hinunter, um Großtante Agnes aus dem Wagen zu helfen, doch sie scheuchte mich mit ihrem Gehstock weg und wartete auf den Fahrer, der bereits um den Wagen herum und ihr zu Hilfe eilte.

»Ich bin froh, dass ich nicht zu spät bin.« Der Fahrer reichte ihr ihren zweiten Gehstock, und Großtante Agnes kämpfte sich die Stufen der Kirchentreppe hinauf. Ich ging neben ihr her, bereit, sie falls nötig zu stützen. Mit vierundneunzig lebte sie noch in ihrer eigenen Wohnung, obwohl alle außer mir auf sie einredeten, sie solle endlich in ein Altersheim ziehen.

»Du musst nicht so ein Aufhebens um mich machen, Jude«, bellte sie mich an. »Es ist mir gelungen, bis zu deinem Hochzeitstag am Leben zu bleiben, also werde ich es auch noch bis in die Kirche schaffen.«

Ich bewunderte ihre Tatkraft, doch trotz ihres ausdrücklichen Wunsches, allein die Stufen hinaufzugehen, hielt ich Ausschau nach einem der Zeremonienmeister, die gleichzeitig als Platzanweiser fungierten. Es entsprach zwar nicht gerade der Tradition, dass die Braut ihre Gäste platzierte, doch Agnes war etwas Besonderes, also würde ich Mutters Unmut in Kauf nehmen und genau das tun.

An der Kirchentür blieben wir stehen. Meine Großtante holte tief Luft, während sie mich von Kopf bis Fuß musterte. »Nette Schuhe. Grässliches Kleid. Hat mit Sicherheit deine Mutter ausgesucht. Sie hatte schon immer einen ganz eigenen Geschmack.«

Ich öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, doch dann klappte ich ihn wieder zu.

»Du bist ein liebes Mädchen, auch wenn du für meinen Geschmack immer ein bisschen zu fügsam warst. Ich frage mich, wo bei dir das Warren'sche Rückgrat geblieben ist!« Sie sprach sehr laut, und ich überlegte, ob sie vergessen

hatte, ihr Hörgerät einzuschalten. Ich legte ihr eine Hand auf den Arm. »Wohlgemerkt, dein Vater hat auch keins, deine Mutter hatte ihn schon immer unter dem Pantoffel.«

Ich blickte mich verlegen um und hoffte, dass die Orgelmusik ihre schrille Stimme übertönte. Gerade als ich sie am Ellbogen in die Kirche führen wollte, kam mir Sophies Freund Tim zu Hilfe. »Ein gutaussehender junger Mann.« Agnes nahm seinen Arm und schritt mit ihm von dannen, dann drehte sie sich noch einmal zu mir um und zwinkerte.

Ich kehrte in den Vorraum zurück, wo Mutter mir einen empörten Blick zuwarf. Ein Schweißtropfen rann zwischen meinen hochgequetschten Brüsten hindurch. Endlich brachte eine leichte Brise die Birkenblätter zum Rascheln, doch nur ein Gewitter hätte dieser drückenden Atmosphäre dauerhaft Abhilfe schaffen können.

Wieder spähte ich den Mittelgang entlang und warf einen flüchtigen Blick auf John, der neben seinem Trauzeugen am Altar stand. Er wirkte so kühl, so förmlich. Sein Blick traf auf meinen. Er lächelte. Alles würde gut werden. Es war ganz normal, dass mir in einer solchen Situation die Nerven durchgingen.

»Jane hat gut daran getan, Judith mit John zu verheiraten. Immerhin hat sie seit Jahren darauf hingearbeitet«, hörte ich eine Frau über die Musik hinweg sagen.

»Ich weiß. Die Stewarts sind eine sehr angesehene Familie, und er ist bereits Partner in der Firma. Allerdings frage ich mich immer noch, was er in der jungen Warren sieht. Sie hat so gar nichts von Jane, nichts von ihrem Stil. Ein Glück, dass Jane sie unter die Haube gebracht hat.« Sie blickten zu meiner Mutter, die soeben ihren Platz in der ersten Reihe wieder einnahm.

Ich kannte keine dieser Frauen, doch sie kannten mich,

genauer gesagt, meine Mutter. Mutter war überglücklich gewesen, als ich angefangen hatte, mich mit John zu treffen, und wenn ich es recht bedachte, hatte sie tatsächlich vom ersten Moment an auf diesen Tag hingearbeitet. Hatte ich John als meinen künftigen Ehemann auserkoren oder sie?

Das Bouquet in Wasserfalloptik, mein Brautstrauß, reichte bis zum Fußboden. Mit dem Gefühl, gar nicht ich selbst, sondern eine mir völlig fremde Person zu sein, blickte ich auf meine Hände, die so sehr zitterten, dass ich das rosa, an Zuckerwatte erinnernde Blumenkunstwerk fallen ließ. Eines der Blumenmädchen bückte sich sogleich und hob es für mich auf. Ich streckte die Hand danach aus. Das alles fühlte sich nicht richtig an. Das war nicht ich. Die ganze Sache war verkehrt. Ich ließ meine Hand sinken, dann rannte ich, so schnell es meine eleganten Brautschuhe zuließen, davon, ohne mich auch nur ein einziges Mal umzudrehen.

Die steigende Flut rollte über meine rot lackierten Zehennägel und durchweichte den strahlend weißen Tüll meines Hochzeitskleids. Tränen traten mir in die Augen und ließen alles zu einem verwaschenen Rosa verschwimmen, das mich an die verhassten Lilien erinnerte. Seit meiner Flucht aus dem Vorraum der Kirche waren einige Stunden vergangen, und inzwischen hatte das salzige Wasser des Golfstroms dem Rock die Steifheit genommen, weshalb er nun gegen meine Beine klatschte. Endlich fühlte ich mich wohl in dem verdammten Kleid.

Eine Möwe schoss im Sturzflug ins Wasser. Ich wischte mir die Augen, damit ich sehen konnte, ob sie erfolgreich gewesen war. Sie war es, und ich lächelte. Wenigstens einer hatte bekommen, was er wollte. Andererseits ... Die

Möwe hatte gewusst, was sie wollte, ich nicht. Das war ein großer Unterschied. Ich hatte lediglich herausgefunden, was ich nicht wollte, und das im denkbar ungünstigsten Moment.

Es kostete mich einige Mühe aufzustehen. Meine Beine fühlten sich taub an. Ich hatte aufgehört, die Stunden zu zählen, die ich hiergessen und aufs Wasser gestarrt hatte. Es hatte mir keine Antworten auf meine Fragen gegeben, und jetzt musste ich zurück und mich den anderen stellen. Die Sonne war untergegangen. Eigentlich hätte ich längst auf dem Weg nach Boston in Erwartung meiner Hochzeitsnacht sein sollen, unsere Flitterwochen hatten wir in Maine verbringen wollen. Doch stattdessen stand ich hier neben einem leeren Strandwächterurm.

Ich blickte wieder aufs Meer hinaus und wurde mir der Ungeheuerlichkeit dessen bewusst, was ich getan hatte. Ich musste mit John reden, doch mir fehlten die Worte, um auch nur ansatzweise wiedergutzumachen, was ich ihm angetan hatte.

So gut ich konnte, klopfte ich mir den Sand ab und wünschte, ich hätte ein Handy bei mir, doch alles, was ich trug, waren ein durchweichtes Kleid, ein Schleier und ein Paar nutzlose Highheels. Ich kam nur langsam voran, da das Kleid meine Bewegungsfreiheit stark einschränkte. Das hatte mich von Anfang an gestört, aber Mutter war so aufgeregt gewesen, dass ich sie einfach nur glücklich machen wollte. Dies hatte gewissermaßen nicht nur mein Tag, sondern auch ihrer werden sollen.

Meine Beine schmerzten. Der Weg kam mir endlos vor. Ein Auto hupte, als es an mir vorbeirauschte. Ich wusste, dass ich einen außergewöhnlichen Anblick bot, und je eher ich mich umzog, desto besser. Als das Haus in Sicht kam, blieb ich stehen.

Die Beete im Vorgarten waren ein üppiges Meer aus Blumen aller Farben: Knallorangerarbene Taglilien buhlten mit sanft getönten hellen Pfingstrosen um Aufmerksamkeit. Dad hatte sein ganzes Herzblut investiert, um den Garten für meinen großen Tag schön zu machen. Mein großer Tag ... Ich kniff die Augen zusammen. Die glücklichen Momente, in denen John und ich mit Dad zusammengearbeitet hatten, schienen Jahre her zu sein, dabei war es erst vor ein paar Wochen gewesen.

Mitarbeiter vom Partyservice kamen aus dem Haus, und ich versteckte mich im Schatten einer großen Kiefer. Als sie wieder drinnen waren, humpelte ich auf den Rasen und betrachtete die eine Konstante in meinem rastlosen Leben: das Holzhaus mit den dunkelgrünen Fensterläden. Früher waren wir jeden Sommer hierhergekommen, und als Dad in Rente ging, war es zu unserem festen Zuhause geworden. Ich wollte nicht hineingehen. Mutter würde außer sich sein, wie sollte sie auch nicht?

Das Haus kam mir so friedlich vor, wie ich da auf dem Rasen stand, doch das konnte täuschen. Aus dieser Perspektive wirkte es auch nicht so, als würde es direkt am Wasser stehen, vielmehr dachte man, es läge im Wald. Doch wenn man eintrat, stellte man fest, dass es auf den Eel River hinausging. Ursprünglich hatte es mein Urgroßvater in den 1920ern als Sommerhaus errichtet, mit reichlich Platz für Bedienstete. Damals kamen Sommerhäuser gerade groß in Mode, und alle Welt reiste mit dem Zug und Überseekoffern nach Cape Cod.

Ich hatte sie enttäuscht, die alte und die neue Generation, weil ich nicht durch den Mittelgang der Kirche geschritten war. Das war mir absolut klar, doch wie sollte ich es ihnen erklären, ohne sie noch mehr zu verletzen? Im Haus waren inzwischen sämtliche Lichter angegangen,

was fröhlich wirkte. Alles war bereit für die große Party, meine Party, nur ich war nicht da. Der Gedanke daran, was all das gekostet hatte, trieb mir die Tränen in die Augen.

Doch es waren nicht die Ausgaben, derentwegen ich draußen im Dunkeln stehen blieb, auch nicht die Furcht vor Mutters gewaltigem Verdruss, sondern vielmehr die Angst vor Dads enttäuschem Blick. Wie konnte ich meinem Fels in der Brandung erklären, warum ich davon-gestürzt war?

Ich ging zu meinem Wagen. Er stand abseits und wartete auf meine Rückkehr aus den Flitterwochen. Was John wohl gerade machte? Vermutlich ertränkte er seinen Kummer im Alkohol. Das klang verlockend, doch bevor ich es ihm gleichtun oder überhaupt irgendetwas tun konnte, musste ich mich von diesem verfluchten Kleid befreien. So leise ich konnte, schlich ich zur Seitentür. Die Mitarbeiter des Partyservice waren damit beschäftigt, Stühle zu stapeln, jemand erteilte lautstark Anweisungen, dennoch konnte ich die Stimme meiner Mutter vernehmen. Ich verharrte reglos und lauschte.

»Was hat sich das Kind bloß dabei gedacht?« Wenn sie verärgert war, trat ihr englischer Akzent noch deutlicher hervor.

Kind? Mit dreißig war man doch kein Kind mehr. Ich wollte mich gerade zeigen, als sie fortfuhr. Wie erstarrt blieb ich stehen.

»Was für eine unglaubliche Dummheit!«

»Jane«, schnitt Dad ihr das Wort ab.

»John am Altar stehen zu lassen, war eine völlig überdramatisierte, idiotische Aktion!« Mutter verstummte. Nach einem kurzen Augenblick fuhr sie fort: »Hast du Marys Gesicht gesehen? Da stand ihr geliebter Sohn vor dem Altar wie der letzte Trottel, und unsere Tochter war

der Grund dafür. Ich bezweifle, dass sie jemals wieder ein Wort mit uns wechseln wird.«

»Es war schrecklich.« Dads Stimme brach.

»Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie so geschämt.« Jane seufzte. »Ich weiß nicht, wie ich mich je wieder irgendwo blicken lassen soll.«

Ich konnte meinen Vater nicht sehen, daher wusste ich nicht, ob er ebenso empfand wie sie. »Du bist müde. Du hast so viel Arbeit investiert, um diesen Tag für sie unvergesslich zu machen.« Seine Stimme klang schleppend. »Wo zum Teufel mag sie nur stecken?«

Jane seufzte wieder. »Ich bin mir sicher, es geht ihr gut und sie denkt wieder einmal nur an sich selbst und nicht an John und seine Eltern oder gar an uns. Ist sie nicht immer schon so gewesen? Ich bin schrecklich enttäuscht.«

»Ich auch.«

»Rose hätte so etwas niemals getan. Sie war stets so umsichtig, so rücksichtsvoll und nicht im Mindesten egoistisch.« Mutter schluchzte.

Ich blieb, wo ich war. Konnte mich nicht rühren. Die Worte meiner Mutter hallten in meinem Kopf wider. Sie hatte recht. Rose hätte so etwas niemals getan.

Zwei

Die Rasenflächen entlang der Long Beach Road waren noch taubedeckt, als ich meinen Wagen parkte. In der Luft hing der süße Duft von Japanrosen. Ich schloss die Augen und akzeptierte, dass ich ein verquerrer Charakter war. Diese *Rosa rugosa* waren rosa, und ich liebte sie. So viel wusste ich, aber mehr auch nicht. Ich blickte auf das Mobiltelefon in meiner Hand, das unablässig piepste, weil der Speicher voll war. Ich hatte keine Lust, mehr als hundert SMS zu lesen, die alle dieselben Fragen stellten, und so hatte ich nur eine Nachricht herausgepickt, die von John. *Wir treffen uns um acht Uhr früh. Du weißt, wo.*

Es hatte kein X darunter gestanden, auch kein O, nicht mal ein ILD. Also kein Kuss, keine Umarmung, und von Liebe konnte keine Rede sein. Nicht, dass ich etwas davon verdient hätte. Ich scrollte durch die anderen Nachrichten, klickte auf »Alles löschen« und schaltete das Handy ab. Der Rest der Welt konnte warten.

Hohes Gras kratzte an meinen nackten Beinen, als ich dem Pfad durch die schmalen Dünen zum Strand folgte. Der Sand, der den langgezogenen Landstreifen zwischen dem Centerville River und dem Ozean bedeckte, schien sich in meine Kehle verirrt zu haben. Egal, wie oft ich schluckte, die Trockenheit wollte nicht weichen.

Die Sonne wärmte meinen Rücken, als ich die Flip-Flops abstreifte und zum Wasser hinunterging. Ich hatte seit Stunden wachgelegen, um über das nachzudenken,

was ich getan hatte, und es womöglich in Worte zu fassen, doch mehr als dunkle Ringe unter den Augen hatte das nicht gebracht. Wie sollte ich John sagen, dass niemals mehr aus uns hätte werden dürfen als gute Freunde? Unzählige Wochenenden in den Häusern unserer Eltern auf dem Kap kamen mir in den Sinn, warme Sommer, die Drinks, die wir in Boston nach der Arbeit gekippt hatten, ich sah uns beim Schlittschuhlaufen und Skifahren. Wir hatten so vieles gemeinsam unternommen.

John saß dicht am Wasser und warf Muscheln ins Meer. Das Morgenlicht fing sich in seinem blonden Haar. Meine Beine verweigerten ihren Dienst. Alles in mir zog sich zusammen. Hier hatten wir uns zum ersten Mal geküsst, nachdem wir in einer mondlosen Nacht nackt ins Meer gesprungen waren. Ich fuhr mir mit der Zunge über die Lippen und erinnerte mich an den salzigen Geschmack auf seinem Mund und die pure Erregung, die ich bei seiner Umarmung verspürt hatte. Das war vor zehn Jahren gewesen, lange bevor wir begonnen hatten, miteinander auszugehen. Unser beider Leben war von jeher freundschaftlich verknüpft gewesen. Wie lange hatte ich ihn geliebt, und liebte ich ihn jetzt tatsächlich nicht mehr? Ich konnte es nicht sagen.

Ich zählte bis zehn, um mir Mut zu machen, dann ließ ich mich neben ihn in den Sand sinken, meinen Arm gegen seinen gedrückt. Seine Wärme drang durch sein Leinenhemd direkt in mein Herz. Er zog den Arm weg.

»Hi.« Der gequetschte Laut, den ich ausstieß, klang nicht gut. »Entschuldige.« Noch nie war mir ein Wort unzureichender erschienen.

»Jude, warum?«

»Ich ...« Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. »Ich wünschte, ich wüsste es«, log ich. Ich konnte ihn doch nicht noch mehr verletzen, als ich es bereits getan hatte.

Er wandte sich mir zu. In seinen blauen Augen standen Tränen. Er wischte sie weg und warf eine weitere Muschel ins Meer. »Was zum Teufel hat das zu bedeuten?«

»John«, fing ich an, doch ich verstummte, als er aufstand.

»Wie konntest du mir das antun?« Er wandte sich von mir ab. »Wie konntest du *uns* das antun?«

Ich schaute auf die Wellen, die über den Sand rollten. Ich hatte das verdient, das und noch viel mehr. »Ich weiß es nicht«, wiederholte ich hilflos, dabei wusste ich es sehr wohl. Ich konnte es nur nicht aussprechen.

»Das genügt mir nicht.«

»Ich weiß.« Ich stand ebenfalls auf.

»Das hilft mir nicht, es gibt mir keine Antwort auf meine Frage. Ich komme mir vor wie ein Trottel.«

»John, nicht du bist der Trottel, sondern ich.«

»Warum?« Der Schmerz in seinen Augen erfüllte mich mit Reue und Gewissensbissen. Er wandte sich ab und stapfte über den nassen Sand. Ich jagte ihm nach, fest entschlossen, es nicht dabei zu belassen. So konnten wir nicht auseinandergehen! Er blieb stehen, als ich ihm meine Hand auf den Arm legte.

»Ich will nur eines wissen.« Er nahm meine Hand von seinem Arm und schaute angespannt auf den Verlobungsring, den ich immer noch trug. Der Diamant funkelte im Sonnenlicht und erinnerte mich daran, wie aufgeregt ich gewesen war, als er ihn mir vor einem Jahr an den Finger steckte. »Liebst du mich noch?«

Seine Frage schnitt mir ins Herz. »Ja.« Meine Stimme war kaum mehr als ein Krächzen. Es war die Wahrheit. Ich liebte ihn, aber nicht auf die Art und Weise, die er im Sinn hatte.

»Warum dann, Jude?« Ich sah all den Schmerz, all die

Wut in seinen Augen. Wie hatte ich ihn nur so im Stich lassen können?

»Ich ...« Er schaute mich erwartungsvoll an. Ich konnte ihm die Wahrheit nicht sagen. Meine Schultern sackten herab. Wie sollte ich ihm erklären, dass es mit ihm das Gleiche war wie mit meinem Kleid, den Blumen, der ganzen Veranstaltung? Er war die Wahl meiner Mutter, nicht meine. Noch bevor ich ein weiteres Wort herausbrachte, drehte er sich um und ging fort, den langen, leeren Strand entlang.

Als ich in die Auffahrt einbog, zählte ich drei Wagen, die ich allesamt kannte. Für einen kurzen Augenblick zog ich in Erwägung, einfach zu wenden und wieder fortzufahren – für immer. Die Fahrzeuge gehörten Mutters Golfpartnerinnen. Ich wunderte mich nicht, dass sie hier waren. Mutter spielte sonntags nicht Golf, wohl aber Dad. Sie waren hergekommen, um herauszufinden, was es mit der Geschichte der davongelaufenen Braut auf sich hatte, und um meine Mutter zu unterstützen, die zutiefst gedemütigt war ob der Schmach, die ich ihr zugefügt hatte. Ich öffnete die Hintertür in der Hoffnung, unbemerkt an den Damen vorbei in mein Zimmer schlüpfen zu können.

»Judith?«

Ich zuckte zusammen. »Ja?«

»Auf dem Küchentisch liegt eine Liste mit den Leuten, die dich am Telefon sprechen wollten. Komm rein und sag Guten Tag.«

Ich ging den Flur entlang Richtung Wintergarten und fragte mich, was um alles in der Welt ich sagen sollte. Ich verspürte keinerlei Wunsch, irgendwen zu sehen, und diese Frauen würden dafür sorgen, dass ich mich noch schlechter fühlte, als ich es bereits tat. An der Tür blieb ich stehen. Vier Augenpaare starrten mir entgegen.

»Wie geht es dir?« Pat klopfte auf den Platz neben ihrem.

Was sollte ich darauf erwidern? »Es ist mir schon besser gegangen.« Verlegen trat ich von einem Fuß auf den anderen.

»Es ist eine schlimme Sache, wenn einem die Nerven durchgehen.« Sie lächelte. Ich nickte. Schwache Nerven waren im Grunde keine Entschuldigung.

»Wenn du Zweifel hattest, hättest du sie doch früher äußern können, Liebes.« Pat lächelte mich an. Am liebsten hätte ich geschrien, dass ich das alles längst wusste, dass sie mir das nicht extra zu sagen brauchte, aber natürlich tat sie es dennoch. Sie sprach aus, was alle dachten.

»Und deine arme Mutter hat sich eine solche Mühe gegeben, dir einen perfekten Tag zu bereiten.« Sie schaute zu Mutter hinüber, und ich sah, wie gut ihr das tat. Sie brauchte ihre Freundinnen und deren Unterstützung, um sich dem hämischen Gerede stellen zu können.

Ich setzte gerade zu einer Erwiderung an, als Pat fortfuhr: »Dein Vater hat so viel Geld für dich ausgegeben.«

Meine Mutter lächelte. Das war ihre Maske, die sie seit gestern Nachmittag unerschütterlich trug, das Alles-ist-in-bester-Ordnung-Lächeln, auch wenn natürlich gar nichts in Ordnung war. Ich kannte es noch gut von Rose' Krankheit. Auch damals hatte sie nicht gewollt, dass die Leute wussten, wie schlimm die Dinge standen, wie unser Leben in Stücke zerfiel.

»Wenn ihr mich jetzt bitte entschuldigen würdet, ich muss telefonieren.« Ich imitierte Mutters Lächeln, dann verließ ich mit gesenktem Kopf den Wintergarten. Dort gab es nichts mehr zu erklären. Pat hatte mit allem recht, was sie gesagt hatte. Ich war Gesprächsgegenstand Nummer eins, damit würde ich mich abfinden müssen.

In der Küche fiel mir ein, dass ich nicht gefrühstückt

hatte, bevor ich mich mit John traf. Ich brachte noch immer keinen Bissen hinunter, doch eine Tasse Kaffee würde mir bestimmt guttun.

Während ich unterwegs gewesen war, hatte Mutter einiges zu erledigen gehabt. Eine komplette Liste mit den Geschenken, die John und ich bekommen hatten, lag auf dem Küchentisch. Ich würde sie zurückschicken müssen, zusammen mit ein paar erläuternden Sätzen, aber egal, was ich mir zurechtlegen würde – es würde doch nichts erklären. Erschöpft ließ ich mich auf einen Stuhl sinken und stellte meine Kaffeetasse auf den Tisch. Der ordentlich zusammengeschobene Papierstapel machte mir zu schaffen. Ich war blind gewesen. Ich konnte nichts wiedergutmachen, aber ich konnte mich entschuldigen.

Mein Gespräch mit dem Immobilienmakler bestätigte mir, was ich bereits vermutet hatte. Vor Ablauf des Jahres war keine Aufhebung des Mietvertrags für meine Eigentumswohnung in Boston möglich. Was mir als gute Sache erschienen war, als ich unterschrieben hatte. John und ich hatten vorgehabt, wegen Johns Arbeit nach London zu ziehen, und die Mieteinnahmen hätten die Hypothek gedeckt. Genau so hatte er es bei seinem Apartment gemacht. Alles hatte wunderbar funktioniert, doch jetzt brauchte ich irgendeinen Platz zum Leben.

Das Telefon klingelte, was nicht überraschend war. Es hatte seit gestern quasi nonstop geklingelt. Alle wollten die Geschichte hören.

»Endlich erreiche ich dich!«, rief mir Sophie ins Ohr.
»Warum hast du nicht zurückgerufen?«

»Ich ...«

»Wie konntest du nur? Ich meine, alle haben auf dich gewartet. Erst stehst du da in der Tür, und alles sieht gut

aus, dann fängt der Hochzeitsmarsch an, und du bist verschwunden, von einer Minute auf die andere!«

Den Hochzeitsmarsch hatte ich ganz vergessen. Mutter und ich hatten endlos darüber gestritten. Sie hatte auf Mendelssohn Bartholdy bestanden, ich wollte Bachs Doppelkonzert für zwei Violinen, zweiter Satz. Doch wie dem auch sein mochte, Mendelssohn Bartholdy hatte sich als überraschend guter Soundtrack erwiesen, um auf Highheels davonzustürmen.

»Sophie, ich ...«

»Im Ernst, was hast du dir dabei gedacht, John wie den letzten Idioten dastehen zu lassen?«

»Ich ...«

»Wir haben uns alle gefragt, was in dich gefahren ist, aber du hast dich ja bei niemandem gemeldet.« Sie machte eine kurze Pause, um Luft zu holen. »Ich habe dir eine SMS nach der anderen geschickt, und du hast nur ›Bin noch am Leben‹ zurückgeschrieben. Was für eine Antwort ist das denn?«

»Vielleicht die einzige, die zählt?«, fragte ich, aber Sophie hörte mich gar nicht. Ich ließ einen Kugelschreiber auf dem Tisch kreisen. Was sollte ich tun?

»Hörst du mir überhaupt zu, Jude?«

»Ähm, nein.« Ich spielte weiter mit dem Kugelschreiber.

»Das hab ich mir gedacht. War wohl alles ein bisschen viel. Entschuldige, dass ich so aufbrausend war.«

»Du hattest ja auch allen Grund dazu.« Ich stand auf und ging um die Kücheninsel herum.

»Nein, was du brauchst, ist eine Umarmung und eine Flasche Wein oder besser eine Margarita, nein, fünf.«

Ich lachte.

»So ist es schon besser. Und jetzt erzähl mir, was passiert ist. Hast du dich schon mit John getroffen?«

»Hm. Ja.« Ich blieb stehen.

»Das heißt, es ist nicht gut gelaufen?«

»Es ging.«

»Oje, ich kann mir vorstellen, dass er nicht besonders amüsiert war.«

»Das kann man wohl sagen.« Ich runzelte die Stirn.

»Tja. Und was hast du jetzt vor?«

»Moms Geschenkeliste durchgehen. Alles muss zurückgeschickt werden. Außerdem überlege ich, wo ich jetzt wohnen und wovon ich meinen Lebensunterhalt bestreiten soll.« Ich trat an den Küchentisch, blätterte die Liste durch und wünschte, sie würde sich in Luft auflösen.

»Tja, das ist natürlich ein Problem. Hast du schon bei der Arbeit angerufen?«

»Noch nicht.« Ich seufzte. »Du weißt doch, dass ich meinen Chef praktisch angefleht habe, mich freizustellen, damit ich mit John nach London gehen kann.«

»Mein Gott, das hatte ich ganz vergessen.«

Ich holte tief Luft und fragte mich, ob es wirklich erst zwei Monate her war, seit wir gemeinsam in London auf Wohnungssuche gegangen waren. Nach ein paar Konferenztagen in New York City wollte John nächste Woche seine Kanzlei in London eröffnen. Wir hatten alles genau geplant. Zunächst eine kurze Hochzeitsreise nach Maine, dann wollten wir nach England fliegen und unser neues Leben beginnen. »Ich glaube kaum, dass sie mir helfen können, da sie bereits eine Archivarin eingestellt haben, die während der nächsten zwei Jahre meinen Job übernehmen soll. Ich werde erst nach meinem Sonderurlaub wieder anfangen können.«

»Klar. Nun, irgendwas wird sich schon ergeben.« Die gute alte Sophie ließ sich ihren Optimismus nicht so schnell nehmen. Ihre positive Einstellung hatte mir durchs Mount

Holyoke College und durch meine Abschlussprüfungen in Geschichte geholfen.

»Hoffentlich.«

»Wann sehen wir uns?«

»Bald. Wann bist du wieder auf dem Kap?« Wie so viele Leute zwischen zwanzig und dreißig lebte und arbeitete Sophie in Boston, doch sie kehrte während des ganzen Sommers fast jedes Wochenende ins Haus ihrer Eltern auf Cape Cod zurück.

»Ich komme am Samstag.«

»Okay, dann bis Samstag.« Ich legte den Hörer auf. Vielleicht sollte ich nach Boston fahren. Sophie wohnte in einem Ein-Zimmer-Apartment, doch ein, zwei Nächte könnte ich bestimmt auf dem Fußboden schlafen. Ich nahm die Geschenkeliste zur Hand. Es würde die ganze Woche dauern, allen zu schreiben. Entschlossen griff ich zu Kugelschreiber und Papier und fing an. Bevor ich das nicht hinter mich gebracht hätte, wäre ich ohnehin nicht in der Lage, mich auf etwas anderes zu konzentrieren. Eins nach dem anderen ...

*Liebe Mrs Smith,
vielen Dank für das einfallsreiche Geschenk. Eine
silberne Geflügelgabel hatte ich mir immer schon ge-
wünscht. Ich weiß Ihre Großzügigkeit sehr zu schät-
zen.*

Ich hielt inne. Was zum Teufel sollte ich schreiben? Eine silberne Geflügelgabel? Ich hatte nicht mal gewusst, dass es so etwas gibt. Als wir die Geschenke auspackten, hatte John die Gabel für eine Kleintierkotschaufel gehalten. Wir hatten uns ausgeschüttet vor Lachen.

*Wie Sie wissen, hat die Hochzeit nicht stattgefunden,
aber ...*

Aber was? Ich hatte keine Ahnung, was ich als Nächstes schreiben sollte.

... danke, dass Sie gekommen sind.

Nein. Ich zerriss meinen Brief und fing noch einmal von Neuem an.

Die Wände meines Schlafzimmers im Haus meiner Eltern waren immer noch rosa. Wir hatten das nie geändert, weil Rose die Farbe ausgesucht hatte. Sie und ich hatten uns das Zimmer geteilt. Nicht, dass das nötig gewesen wäre: Das Eel River Cottage war alles andere als klein, aber ich neigte zu Alpträumen, und Rose hatte angeboten, bei mir zu schlafen, um schlimme Träume von mir fernzuhalten. Das hatte zwar nicht funktioniert, aber Rose konnte immerhin die Hand ausstrecken und mich beruhigen. Als sie krank geworden war, war ich diejenige gewesen, die die Hand ausgestreckt hatte, um sie zu trösten. Mehr als ihre Hand zu halten hatte ich nicht für sie tun können. Ich war so verdammt nutzlos gewesen. Resigniert holte ich Luft. Wir hätten schon vor Jahren neu streichen lassen sollen; das Zimmer so zu erhalten, wie es einst gewesen war, konnte sie auch nicht zurückbringen.

Auf den Regalen standen Bücher und Fotos von uns beiden. Ich nahm eins zur Hand, das während eines Karibikurlaubs aufgenommen worden war. Rose' Nase war mit Sommersprossen gesprenkelt, und ich war braun wie eine Nuss. Behutsam stellte ich das Bild zurück ins Regal und wünschte mir, sie wäre hier und würde mit mir sprechen.

Ohne sie war die Familie nie mehr dieselbe gewesen, schon gar nicht Mutter. Ihre engste Bezugsperson war tot, und ganz gleich, was ich tat, es würde mir nie gelingen, in ihre Fußstapfen zu treten.

»Judith, hier bist du. Jetzt, da du wieder bei uns wohnst, sollten wir vielleicht dein Zimmer neu streichen lassen.« Meine Mutter stand im Türrahmen. Sie trug ihre Golfkleidung und hielt ein Sonnensvisier in der Hand. »Die Farbe ist ein bisschen zu jung für eine Dreißigjährige. Bis später. Und vergiss nicht, die Briefe für die Geschenkkrücksendungen fertig zu machen!«

Ich sank aufs Bett und wiederholte im Stillen ihre Worte: *Die Farbe ist ein bisschen zu jung für eine Dreißigjährige*. Was sollte ich nur tun? Ich konnte doch nicht so lange hier wohnen, bis meine Freistellung aufgehoben oder meine Wohnung frei wurde! Es war wirklich nett, dass meine Eltern mich wieder bei sich aufnahmen, aber ...

Ich stand auf und ging in die Küche. Was hatte ich nur für einen Riesenschlamassel angerichtet. Es wäre nicht ganz so schlimm gewesen, wenn nur ich davon betroffen wäre, doch es waren meine Eltern, die das Gerede der Leute ertragen und mich womöglich noch finanziell unterstützen mussten. Allein die Vorstellung jagte mir einen Schauer den Rücken hinab.

Alles wäre so viel leichter, wenn ich einfach zur Arbeit gehen und alles andere darüber vergessen könnte. Ich liebte meinen Job. Er war perfekt. Bücher, Gärten und die akademische Welt fügten sich nahtlos ineinander. Es war mir schwergefallen, das aufzugeben, um nach London zu ziehen, und jetzt hatte ich nicht mal mehr London, worauf ich mich freuen konnte. Vor mir lag ein Leben bei meinen Eltern, ganz zu schweigen davon, dass sich alle Welt das Maul über mich zerreißen würde.

Ich schaute aus dem Fenster und entdeckte Dad, der am hinteren Ende des Gartens in einem Rosenbeet arbeitete. Die Rosen würden bald schon zur vollen Blüte gelangen. Ich sollte rausgehen und ihm helfen. Stattdessen strich ich den Stapel Briefumschläge glatt, die darauf warteten, gefüllt zu werden.

Die Briefe konnten warten, eine Aussprache mit Dad dagegen nicht. Mutter hatte so getan, als wäre nichts passiert, hatte ihre typisch britische Contenance gewahrt. Dad und ich hatten noch nicht miteinander geredet. Ich hatte gedacht, er würde mich vielleicht verstehen, doch mit dieser Hoffnung hatte ich falschgelegen.

Rasch nahm ich mein Handy und meine Gartenhandschuhe und ging über den Rasen auf ihn zu. Der Eel River schimmerte hell im Morgenlicht. Dad schaute auf, dann beschäftigte er sich eilig wieder mit den erkrankten Blättern, die er sorgfältig abzupfte. Ich ging zwei Sträucher weiter in die Knie und tat es ihm gleich. In diesem Jahr war der Sternrußtau nicht allzu schlimm. Ich merkte, wie er innehielt, und versuchte, mit ihm zu sprechen, doch die Worte, die ich sagen wollte – zum Beispiel wie leid es mir tat, alles ruiniert zu haben –, wurden von anderen, die ich nicht sagen wollte, verdrängt. Also zupfte ich, anstatt zu reden, Blätter ab und murmelte dabei die lateinischen Namen der verschiedenen Rosensorten vor mich hin. Der Garten hatte sehr schlicht ausgesehen, als Dad das Haus geerbt hatte. Meine Großeltern waren keine begnadeten Gärtner gewesen. Ihnen hatte ein gepflegtes Grün gereicht, Dad jedoch nicht. Jeden Sommer, wenn wir nach Cape Cod zurückkehrten, richtete Mutter das Haus innen her, und Dad nahm sich den Garten vor.

Dieses Beet hatten wir nach Rose' Tod angelegt. Zusammen hatten wir Kataloge gewälzt und die Rosensorten aus-

gewählt – die halbgefüllte, angenehm duftende Souvenir de Sainte Anne, um uns an unsere Zeit auf der Arabischen Halbinsel zu erinnern; die William-Shakespeare-Rose von David Austin, weil sie diesen Dichter so geliebt hatte; und die Grace, da so ihre beste Freundin hieß. Das war unsere Art gewesen, gemeinsam um sie zu trauern. Arbeitete er jetzt in diesem Beet, weil er sie vermisste und ich eine solche Enttäuschung für ihn war? Ich wandte mich zu ihm.

»Es tut mir leid, was passiert ist und dass du so viel Geld ausgegeben hast.«

Sein Kopf fuhr in die Höhe, und ich konnte sehen, dass seine Augen voller Tränen waren. »Du hast mal wieder alles grandios in den Sand gesetzt.«

Ich lehnte mich auf meine Fersen zurück und schloss meine Hände um einen Rosenstiel. Blut sickerte durch den Handschuh, dort, wo ein Dorn in meine Handfläche stach.

Mein Handy klingelte. Mutter war dran. »Judith, Pats Nichte sitzt im Einkaufszentrum fest, und wir haben beschlossen, eine Achtzehn-Loch-Runde zu spielen.« Sie hielt kurz inne, um Luft zu holen. Ich wusste, was nun kommen würde. »Fahr hin und hol sie ab. Sie steht um zwölf vor dem Nordeingang. Du machst dich besser gleich auf den Weg. Ach, und halt doch auf dem Rückweg beim Gemüsestand an und besorg die Zutaten für den Salat heute Abend.«

»Geh.« Dad senkte wieder den Kopf und fuhr mit seiner Arbeit fort.

Drei Tage waren seit meiner Nicht-Hochzeit vergangen. Mein Handgelenk schmerzte. Mit der Hälfte meines Gehirns, die nicht vom Kritzeln nichtssagender Worte auf Briefpapier in Anspruch genommen war, legte ich mir einen Plan zurecht. Ich blickte auf das einfache Ticket nach

London. Ich hatte es in völlig anderer Absicht gekauft, doch im Augenblick bot es mir eine Art Notausstieg: Ich konnte unmöglich noch länger im Haus meiner Eltern leben; es war, als wäre ich wieder siebzehn und müsse nach der Pfeife meiner Mutter tanzen. Ich würde tun, worum Dad mich gebeten hatte: Ich würde gehen.

Wenn ich erst weg war, würde der Skandal abebben, und ich wäre nicht länger Gesprächsthema. Sogar mir völlig unbekannte Leute sprachen am Gemüsestand über die Braut, die sich aus dem Staub gemacht hatte. Im Augenblick schienen meine Optionen sehr begrenzt. Ich hatte keinen Job und keine Wohnung, aber ich hatte ein einfaches Flugticket nach England. John würde wegen seiner neuen Arbeit in London sein, aber ich könnte in Oxford einen Neuanfang wagen. In Oxford hatte ich mein Aufbaustudium absolviert, außerdem lebte dort meine Patenante Barbara. Das klang nach einem Plan. Ich verfügte über einige Ersparnisse, konnte mich bemühen, mit wenig zurechtzukommen, und wenn ich Glück hatte, würde ich sogar eine Arbeit finden.

Der Flug ging morgen, es sei denn, ich würde umbuchen. Mit John in einem Flieger nach London zu sitzen wäre zu viel. In der Hoffnung, die Fluglinie könnte mir helfen, griff ich zum Telefon. Auf dem Kugelschreiber kauend arbeitete ich mich durch das automatisierte System, um mit einem Menschen sprechen zu können. Als ich einen Blick aus dem Küchenfenster warf, stellte ich fest, dass sich am Horizont dunkle Wolken zusammenballten. Eine Sturmfront zog auf.

Wenigstens die Umbuchung ging ohne Drama über die Bühne. Die Frau, die ich schließlich erwischte, zeigte sehr viel Verständnis. Ich wünschte mir nur, dass alle so reagieren würden.

Nun blieben mir also nur noch ein paar Stunden, um alles in die Wege zu leiten und meine Entscheidung denjenigen mitzuteilen, die davon wissen mussten. Hoffentlich wären meine Eltern erleichtert. Ohne mich konnten sie ihr altes Leben wiederaufnehmen. Ich würde Barbara gleich eine E-Mail schicken. Das größere Problem war, wie ich es John erklärte. Dieses Flugticket hatte der Anfang unseres neuen gemeinsamen Lebens sein sollen, und nun wäre es der Anfang eines neuen Lebens ohne John. Das würde schwierig werden. Seit dem Morgen am Strand hatten wir nicht mehr miteinander gesprochen. Er hatte nicht mit mir reden wollen, und ich konnte ihm keinen Vorwurf daraus machen.

Wieder griff ich zum Telefon. Diesmal wählte ich Großtante Agnes' Nummer. »Hallo, Tante Agnes.«

»Jude. Ich freue mich, dass du doch ein Rückgrat hast.«

»Ich hatte vermutet, dass du so etwas sagen würdest.«
Ich lachte.

»Natürlich würde ich das. Wie geht es dir?«

»So einigermaßen. Ich wollte dir nur mitteilen, dass ich für eine Weile nach Oxford gehen werde.« Ich zögerte.

»Damit sich der Staub ein bisschen legen kann.«

»Eine gute Idee. Melde dich, wenn du dort bist.«

»Bestimmt. Mach's gut.«

Sie lachte. »In meinem Alter reicht es schon, am Leben zu bleiben.« Wir verabschiedeten uns, und ich hoffte inständig, dass sie nicht nur am Leben blieb, sondern dass es ihr tatsächlich gut ging. Als ich den Hörer auflegte, überkam mich eine Traurigkeit, die ich mir selbst nicht erklären konnte.

»Da bist du.« Mutter kam in die Küche marschierend. »Ich habe gerade mit Pat telefoniert. Dein Brief mit dem zurückgeschickten Geschenk ist eingetroffen.«

Das würde definitiv kein nettes Gespräch werden. Meine Mutter hatte die Lippen geschürzt und einen Bleistift hinters Ohr geklemmt. Wenn sie schon den Bleistift vergaß, musste etwas ganz und gar schiefgelaufen sein. Ich stand auf.

»Sie hat mir erzählt, du hättest mit keinem Satz begründet, warum du die Hochzeit hast platzen lassen.«

»Das ist korrekt.«

»Ich habe mehr als geduldig darauf gewartet, dass du mir erzählst, was passiert ist. Die Leute, allen voran deine Eltern, haben eine Erklärung für dein irrationales Verhalten verdient.« Sie setzte den Kessel auf. Ihre Stimme blieb so ruhig, als erkläre sie mir, wie man eine anständige Tasse Tee zubereitet.

»Es geht sie nichts an.«

»Judith, es geht sie sehr wohl etwas an. Dafür hast du mit deinem merkwürdigen Benehmen gesorgt.«

Ich nahm meine Brille ab und legte sie auf den Tisch. »Ich habe gesagt, dass es mir leidtut, und das kann ich gerne noch einmal bekräftigen, doch mehr nicht.«

»Du solltest dein Verhalten aber begründen. Alle fragen mich, warum du das getan hast. Ihr habt perfekt zueinander gepasst. John ist ein attraktiver, erfolgreicher junger Mann aus einer guten Familie.« Sie drehte sich um und starrte mich an. »Du bist ein Dummkopf. So schnell findest du keinen Mann mehr, der dich nimmt.«

»Mich nehmen?« Meine Stimme wurde schrill. »Mich nehmen? Wie bitte? Ich brauche niemanden, der *mich nimmt!* Ich habe meine Karriere, ich kann für mich selbst sorgen!«

»Ach? Du glaubst also, mit deinem mickrigen Gehalt als Bibliothekarin den Lebensstil beibehalten zu können, den du gewohnt bist?«

»Ich bin Archivarin, und ich arbeite für Harvard.«

»Und warum unterrichtest du dann nicht, anstatt in irgendeiner Wald-und-Wiesen-Bibliothek herumzuhängen?«

Ich knirschte mit den Zähnen. Es war ihr gutes Recht, zornig zu sein wegen der geplatzten Hochzeit, aber ich würde nicht zulassen, dass sie meine Arbeit abkanzelte. »Ich unterrichte durchaus, aber mein Hauptfokus liegt darauf, die bedeutende Sammlung des Arboretums zu pflegen.«

»Das ist doch nicht mehr als ein lächerlicher Garten! Die Welt kann man damit nicht retten.« Mutter füllte Wasser in die Teekanne. So wie sie tat, würde man meinen, wir unterhielten uns über das Wetter, anstatt zu streiten. »Rose hätte niemals ...«

»Nein, Rose war natürlich perfekt.« Ich ballte meine Hände zu Fäusten.

Mit einem dumpfen Knall stellte sie den Kessel zurück auf den Herd. »Du hast dich benommen wie eine verzogene, undankbare Göre.«

»Wenn das dein Eindruck ist, dann kann ich es nicht ändern. Ich habe mich für die geplatzte Hochzeit entschuldigt, und es tut mir leid, dass ich in jeder Hinsicht eine solche Enttäuschung bin.«

»Sei nicht albern.«

»Das bin ich nicht. Ich wiederhole lediglich deine Worte.«

Mutter wirbelte herum. »Ich werde mir diesen Unsinn nicht länger anhören.«

»Entschuldige, aber manchmal muss man die Dinge eben aussprechen. Du willst, dass ich dir mein Herz ausschütte, dir erkläre, warum ich John verlassen habe? Warum hörst du mir dann nicht zu? Ja, Rose war perfekt. Ich

bin es nicht. Nun sag es doch einfach.« Ich spürte, wie meine Wangen brannten.

Mutter knallte die Teetasse so heftig auf den Tisch, dass sie zerbrach. »Schluss damit, Judith. Ich will kein Wort mehr hören.«

»Da ich ohnehin gehen werde, dürfte das durchaus machbar sein.«

»Auf Nimmerwiedersehen!«, murmelte Mutter.

Als ich die Küche verließ, während ich mir inständig wünschte, die Dinge zwischen ihr und mir stünden anders, sah ich Vater an der Hintertür, einen Strauß Rosen in der Hand. Er hatte jedes Wort mit angehört. So hatte ich ihm meine bevorstehende Abreise nicht mitteilen wollen, doch nun war es zu spät. Seinem Gesicht nach zu urteilen würde ich mich hier besser nicht mehr blicken lassen.

»Was? Du gehst? Bist du verrückt geworden?« Sophie musterte mich skeptisch über den Rand ihrer Kaffeetasse hinweg.

»Selbstverständlich gehe ich. Ich habe dem wunderbarsten Mann der Welt einen Korb gegeben, und nun laufe ich vor alledem hier weg.« Ich sah mich in dem Coffeeshop um, in dem wir saßen, und versuchte, den Blicken der Gäste auszuweichen, die mich unverhohlen anstarrten. Einer deutete sogar mit dem Finger auf mich.

»Und wie stellst du dir das vor?«

»Ich bleibe bei Barbara, bis ich einen Job gefunden habe.«

»Darfst du dort denn arbeiten?«

»Doppelte Staatsbürgerschaft.«

»Wie konnte ich das vergessen, die ständige Jongliererei mit den Pässen!« Wir grinsten beide bei der Erinnerung an die Fernflüge, die wir hinter uns gebracht hatten, um

zu unseren Eltern zu gelangen. Ihre lebten in Hong Kong, während meine mal hier, mal dort gewesen waren. »Nun, da ich dich sowieso nach London hätte ziehen lassen müssen, machen die Umstände keinen großen Unterschied. Weiß John, was du vorhast?«

Ich tastete nach dem Briefumschlag in meiner Tasche. Darin lag mein Verlobungsring, den ich ihm zurückgeben wollte. »Nein, ich habe ihm noch nichts gesagt.«

»Dein Entschluss wird ihm vermutlich nicht gefallen. Obwohl, vielleicht doch. Er liebt dich immer noch, weißt du.«

Ich nickte. Meine linke Hand sah nackt aus ohne den Ring, nur der leichte Abdruck erinnerte daran, dass er einst dort gesteckt hatte. »Ich werde jetzt zu seinen Eltern fahren und sehen, ob er dort ist.«

»Er bleibt bis zu seinem Flug bei ihnen.« Sie streckte ihre Hand nach meiner aus. »Ich beneide dich nicht.«

Ich lachte. »Nun, da ich mich selbst in dieses Dilemma hineinmanövriert habe, muss ich auch einen Ausweg daraus finden.«

»Klar. Lass mich trotzdem wissen, wenn ich dir helfen kann.«

»Danke.« Ich seufzte. »Ich muss jetzt los. Lass dir Tim nicht durch die Lappen gehen. Ihr beide passt großartig zusammen.« Ich stand auf und küsste sie auf die Wange. »Ich melde mich.«

»Schön.« Sie lächelte. »Wieso nur habe ich nach all den Jahren das Gefühl, du kämst endlich in deine rebellische Phase? Ist es nicht ein bisschen spät dafür?«

»Gute Frage. Bloß dass ich sie dir auch nicht beantworten kann.« Ich stand auf und ging zum Ausgang.

»Ein Tattoo wäre einfacher gewesen!« Sophie flitzte hinter mir her und umarmte mich.

»Stimmt.« Ich blickte auf sie hinab. »Ich werde dich vermissen, du Zwerg.«

»Darauf kannst du wetten. Sei artig.« Sie verstummte abrupt. »Unsinn!«, rief sie dann. »Sei einfach mal verrückt!«

»Vielleicht bin ich das tatsächlich.« Ich winkte ihr zu und ging zu meinem Wagen.

Rotes Springkraut füllte die Blumenbeete neben der Eingangstür von Johns Elternhaus. Ich tastete nach dem Handy in meiner Tasche. Er hatte weder meine Anrufe beantwortet noch meine SMS. Ich musste *ihn* sehen, nicht seine Eltern. Auch die beiden hatte ich öfter versucht telefonisch zu erreichen, aber immer nur den Anrufbeantworter erwischt, also hatte ich ihnen eine schriftliche Entschuldigung geschickt. Vor Johns Mutter hatte ich ein bisschen Angst. Während meine Mutter klein und herrisch war, war seine groß und herzlich. Sie war ein guter Mensch, aber ich hatte ihren Sohn verletzt, und sie hatte allen Grund, mich zu hassen.

Ich warf einen Blick durch die Fliegengittertür. Im Haus war niemand zu sehen, doch Johns Autoschlüssel lagen auf dem Tisch. Ich klopfte und wartete. Als ich Schritte über das laute Pochen meines Herzens hinweg vernahm, wusste ich sofort, dass sie nicht von John, sondern von seiner Mutter waren. Meine Kehle wurde trocken.

»Jude.« Sie blieb auf der anderen Seite der Fliegengittertür stehen. Sie lächelte nicht, aber das hatte ich auch nicht erwartet.

»Mary. Ich bin hier, um John zu treffen, aber als Erstes möchte ich dir sagen ...«

»Spar dir die Mühe. Ich habe deinen Brief bekommen.«

»Entschuldigung.« Da war es wieder, dieses Wort.

»Du hast sein Herz gebrochen.«

»Ich weiß.

»Das werde ich dir nie verzeihen.«

Ich nickte. »Kann ich ihn sehen?«

»Wie bitte? Damit du ihn noch mehr verletzen kannst?«

»Mom.« John war hinter seine Mutter getreten und berührte sie leicht an der Schulter, dann öffnete er die Fliegengittertür und kam zu mir heraus. »Lass uns einen Spaziergang machen.«

»Okay.«

Eilig schlug er den Weg Richtung Strand ein. Es dauerte nicht lange, und wir waren auf dem langgestreckten Sandstreifen, der Gott sei Dank leer war. Ich brauchte keine Zeugen. John blieb erst stehen, als er das Wasser erreicht hatte. Ich krepelte meine Jeans hoch und watete am seichten Ufer entlang. Die sanft heranrollenden Wellen wirbelten den Sand auf und trübten das Wasser um meine Füße.

»John.« Ich holte tief Luft. »Ich werde heute Abend fortgehen.«

»Wie bitte?« Er fuhr zu mir herum.

»Ich denke, es ist das Beste, was ich tun kann, nur so kann sich das Geschehene setzen.« Ich drehte mich um und betrachtete die großen Häuser, die die Küste gegenüber dem Centerville River säumten.

»Wohin gehst du?«

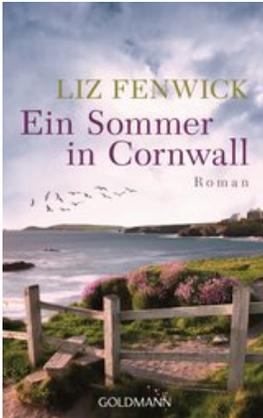
»Zu Barbara.«

»Du gehst nach England?« Er blieb direkt vor mir stehen. Ich konnte Hoffnung in seinen Augen erkennen.

»Ich werde nicht in London sein.«

»Jude, ich habe mir während der ganzen letzten Tage, in denen wir uns eigentlich rund um die Uhr hätten lieben sollen, alle Mühe gegeben, dich zu hassen.«

Ich zuckte zusammen.



Liz Fenwick

Ein Sommer in Cornwall

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48085-2

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2014

In wenigen Minuten soll Judith zum Altar schreiten. Doch als sie in den Spiegel blickt, fällt ihr auf, dass nicht nur das Kleid von ihrer Mutter ausgewählt wurde, sondern auch der Mann, der auf sie wartet. Kurzentschlossen macht Judith auf dem Absatz kehrt und flieht zu ihrer Patentante nach Cornwall. In Pengarrock, einem alten Herrenhaus, nimmt sie einen Job als Archivarin an. Bald schon ziehen sie das Anwesen und auch der faszinierende Tristan Trevillion in ihren Bann. Doch Pengarrock steht zum Verkauf. Nur wenn Judith hinter das jahrzehntelang gehütete Familiengeheimnis der Trevillions kommt, kann Pengarrock noch gerettet werden.